

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

17) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuker

7.

In dieser geistigen Vereinsamung war Elias froh, bei seinen Exkursionen öfters dem Edelmann im schwarzen Mantel zu begegnen, den er am Tage nach seiner Ankunft in Jerusalem auf dem Minaret getroffen hatte, und den Herr Fischer einen armen Narren nannte.

Er hieß „Bohemund, Graf Zblin de Courtenay, Edler Herr von Askalon, Zoppe und Arzur, Malteserritter und Freiherr vom Heiligen Grabe“. Er stammte aus einer der ältesten abendländischen Adelsfamilien, die mit Gottfried von Bouillon nach Palästina gekommen war, deren männliche Sprossen später im „Heiligen Lande“ mit kühner Stirn gekämpft hatten, während ihre Frauen derweil in Frankreich für sie beteten.

Mehrere seiner Vorfahren waren Tempelherren gewesen, einer König von Cyprien; ein anderer, Herzog von Libérias und Balmira, hatte eine Prinzessin vom Libanon geheiratet. Und diese Melisanda, die Schloßherrin von Zion und Seneschalin von Bethlehem, war so rein und keusch gewesen, daß bei ihrem bloßen Anblick die Ungläubigen sich zum Christentum bekehrten und die Verührungen ihrer Hand Ausfäuge heilte.

Auch nach dem Falle der Amaury, der Einnahme von Akkon und der Vertreibung der Tempelherren behielten die Zblin de Courtenay ihren Titel als „Edle Herren von Palästina“ bei. Zum Zeichen der Trauer jedoch vertauschten sie ihren weißen Mantel mit einem schwarzen, und in ihrem Schilde wurde das blutigrote, wie ein Schwert emporragende Kreuz zu einem friedlichen, weißen Stern.

Aus dem „Heiligen Lande“ vertrieben, halfen sie nach und nach bei der Begründung der Orden von Cyprien, von Rhodus und schließlich von Malta und wurden darauf zu see-führenden Rittern, die mit ihren, das Kreuz in der Flagge führenden Schiffen auf die Korsaren Jagd machten.

Dann folgten Jahrhunderte ohne Großtaten und ohne Abenteuer.

In Bohemund waren nun alle heroischen und mystischen Tugenden nochmals aufgeblüht; unter Louis Philipp zur Welt gekommen, machte er den Eindruck eines echten Ritters aus dem Mittelalter.

Noch in jugendlichem Alter hatte ihn unglückliche Liebe zu einer Dame zum Asketen gemacht. Er zog ein härenes Büßerhemde unter seinen Panzer, gürtete einen Degen darüber, verkaufte seine Güter, legte goldene Sporen an, erstand in Marseille einen Korfbügel und schiffte sich nach Palästina ein.

Als er in Jaffa — dessen Wappen, den Balsich des Konas, er in seinem Schilde führte, an Land stieg, war er höchlich erstaunt, daß der Pascha nicht eilends herbeikam, um ihm die Stadtschlüssel zu überreichen. In voller Mittagsglut wartete er eine geschlagene Stunde im Sande, so daß er beinahe einen Stibschlag bekommen hätte, bis er sich endlich entschloß, nach Zion weiterzuziehen. In Jerusalem angelangt, durchforschte er die ganze Umgegend und entdeckte dabei an der Straße nach Bethlehem die Ruinen eines von Tanfred erbauten Kastells, auf denen sich später dann die Burg der Herren von Zblin und von Courtenay erhob. Dort ließ er ein befestigtes Schloß aufführen und hing nun inmitten seiner Rüstungen, Adelskalendern und Trophäen seinen Lieblingssträumen von einem für den fränkischen Adel wiedereroberten Zion nach. Oder er schwang sich auf seinen Renner und fauste um die Stadt auf der Suche nach einem Pilger von ebenso reiner Nase und ebenso reiner Gesinnung, um ihn in seine Ritterschaft aufzunehmen.

Aber es gab wenig Leute, welche die harmlose Schrunke dieses neuen Don Quixote nicht abgeschreckt hätte, und die Tankredia blieb leer von Adepten, mit Ausnahme eines Doktor d'Amenezien, einer Art von durchtriebenem, skeptischem Sancho Panja, der, aus Mangel an Patienten, ganze Tage

in wilden Gaschischträumen auf einer Matte lag. Außer dieser Leidenschaft interessierte ihn nichts. Niemals beteiligte er sich an der Unterhaltung, und raffte er sich doch jemals auf, so geschah es nur, um mit verträumter Stimme den salomonischen Spruch zu wiederholen: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Und alles ist Eitelkeit — außer dem Nauden!“ Diese letzten drei Worte waren eigener Zusatz. Aber für den Grafen von Zblin hätte er sogar seine Peise hingegeben.

Der Ritter und der Doktor waren die einzigen Menschen aus der lateinischen Welt, mit denen Elias in Verkehr stand; denn Bohemund war zunächst Christ, dann erst Katholik und über schismatische Streitigkeiten und religiöse Zänkereien ebenso erhaben, wie sein Kastell über der von Pilgern aller Glaubens- und Irrglaubensgenossenschaften breitgetretenen Landstraße. Für ihn war die Welt in zwei scharf abgegrenzte Zonen geteilt; auf einer Seite die Idealisten, auf der anderen Seite die Positivisten. Und wenn ihm der Protestantismus so überaus unsympathisch war, lag es besonders daran, daß er ihn für die eigentliche Lehre des kühlen Verstandes und Fortschrittes hielt. Und vor diesem empfand er einen solchen Widerwillen, daß er jeden Abend beim Abbeten seines Rosenkranzes flehte: „Oh, heilige Jungfrau, erlöse uns von der Zivilisation.“

Bald entwickelte sich, trotz des großen Altersunterschiedes eine innige Freundschaft zwischen Elias und dem Ritter, die sich durch die Verwandtschaft ihrer gläubigen Herzen und ihrer Vorliebe für die Großtaten der Vergangenheit zueinander hingezogen fühlten. Denn abgesehen von seiner Eroberungsschrunke war Graf Bohemund ein Mann von hervorragendem Wissen und künstlichem Geschmack, und keiner empfand wohl so wie er die schwermütige Poesie dieses von Fluch und Sonne verzehrten Orients.

Oft durchstreiften der Gelehrte und der Edelmann, der eine im schwarzen, der andere im weißen Mantel, die Ebenen des ausgedörrten, grell beleuchteten, fahlen Judäa. Die Hitze brannte in den Steigbügeln und die Korfhüte gewährten nur schwachen Schutz, wenn sie schweigend diese Reiche phantastisch geformter Felsen durchzogen, auf denen ungeheure, felsgraue Disteln wuchsen, unter denen gleichfarbige Eidechsen schlummerten.

Glibend rollten Felsblöcke zu Tal, dürres Holz krachte, und fern am Horizont glitt ein Zug fahler Kuppen — waren es Kamele, waren es Hügel? — dahin. Von Zeit zu Zeit schnob sein Roß und unterbrach so das dumpfe, taftmäßige Klatschen der rechts und links die Flanken peitschenden Schwänze.

Das war alles, aber es war entzückend!

Manchmal machten sie vor einer schwarzen Höhle Halt. Auf jeden Baum rollten sie einen schweren Stein, zündeten dann mittels einer Lupe am Sonnenlicht eine Kerze an und durchforschten tastend beim schwachen Lichtschein des Dochtes die Grotte, deren Boden glühte und an deren Decke über ihren gebückten Köpfen die aufgeschreckten Fledermäuse wild umherflatterten.

Hier und da leuchteten zwei phosphoreszierende Lichtpunkte — die Augen eines Schakals oder einer Hyäne — aus der Dunkelheit auf, oder ein dreieckiger Kopf pfauchte plötzlich aus einem unsichtbaren Versteck hervor. Oft auch stolperten ihre Füße über Knochengerippe; dann berauschten ihre abenteuerlustigen, naiven Herzen sich an dem köstlichen, gruseligen Reiz der Furcht vor eingebildeten Gefahren.

Eines Tages waren sie bis zum Garten Salomos vorge-drungen, einem frischen, annutigen Orte, der mit Obstbäumen bepflanzt und von Bewässerungskanälen durch-zogen war.

Unter einem blühenden Zitronenbaume verzehrten sie ihr aus Feigen und Brotkuchen bestehendes Frühstück. Einige Schritte von ihnen wuschen an einem Bache Arabermädchen lachend und singend ihre Wäsche.

Ein junges Mädchen von gesunder, gebräunter Gesichtsfarbe, mit großen blühenden Augen, bot ihnen Wasser aus der Amphore an, die sie auf der Schulter trug. Ihre weiten, auf dem Rücken zusammengebundenen Schlitärmel ließen ein paar kräftige, mit Silberringen geschmückte Arme sehen; und aus dem Halsauschnitt quoll ein elastischer, fester Busen hervor.

„Möchte man nicht sagen, es sei die kleine Sulamith aus dem Hohen Liede „ein verschlossener Garten, eine versiegelte Quelle, und gebräunt wie die Zelte von Kedar?“

„Ja, ihr muß sie ähnlich sein,“ antwortete Bohemund, „denn hier ist's, wo der so weise und so törichte König seinen Liebesteppich für die Töchter Jerusalems gepflanzt hat. Man behauptet sogar, das schönste, das leidenschaftlichste Hallelujah habe er in in diesem Obstgarten verfaßt.“

Vom Reiz des Gedächtnisses ergriffen, das ihnen soeben in den Sinn gekommen war, schwiegen sie. Um sie wogte der berauschende Duft der Zitronenblüten, und es war, als ob sie im Grün badeten. Eine allzu reife Granate platzte mit dumpfem Knall und schüttelte ihre karminroten Samentörner in den rieselnden Bach.

Elias, dessen Herz von banger Zärtlichkeit überfloß, dachte an Cäcilie und ihre entschundene Zärtlichkeit.

„Ich hätte wohl Rinaldo in Armidas Zaubergärten sein mögen,“ sagte der Graf, der sich behaglich ausstreckte.

„Ich nicht; ich möchte mich nur der Natur mehr nähern. Ein Weib möchte ich in meinen Armen halten und mich ihrer erfreuen, ohne daß mein Nachbar mir Vorwürfe machen darf, und ich selbst mich in meinem Gewissen darüber zu schämen brauche. Warum gilt uns doch die Liebe als etwas Unreines und Heimliches? Sollte das Glück wirklich auf ewig mit der Religion unvereinbar sein? Im Libanon liebte Cäcilie mich und vergaß ihre Bibel. Hier lieft sie alle Abende im Bette, während die langen, blonden, losgestreuten Flechten ihr über die Schultern fallen, das Kapitel bis zum letzten Worte, ohne mir eine einzige Zeile zu schenken. Und will ich sie dann in meiner Ungebild aus Herz drücken, so hat sie allerlei Ausflüchte. Ich werde aus dieser ganzen Religion nicht mehr flug.“

„Mein armer Freund, ich habe es Ihnen bei unserem ersten Zusammentreffen wohl gesagt: Nehen Sie sich vor dem Weibe in acht! Die Weiber schwächen unsere geistige Schwingkraft und entmutigen unseren Heroismus — besonders diejenigen, die eigenen Willen und eigene Gedanken besitzen; denn ihr Wille ist eigenständig und ihr Denken kleinlich. Ach! Welch Unglück, daß ich von Ihrem Transport in jenes Hospital nichts erfuhr. Mit Gewalt hätte ich Sie herausgeholt und in meinem Rittersaale gebettet, wo der Wind durch die geöffneten Fenster streicht, daß die Trophäen meiner Ahnen rasseln und rauschen, und wo Ihr Blick nach allen Seiten hin frei durch den Raum bis zum Horizonte dringt. Ach, mir war sehr traurig zumute, als ich von Ihrer Heirat mit jener kleinen Diakonissin Kunde erhielt — denn ich hatte Sie bereits in mein Herz geschlossen. Verstehen Sie mich recht, glauben Sie nicht etwa, daß ich Ihnen die Verbindung mit einer Protestantin verarge — meine Ahnen haben ja sogar Sarazenenmädchen geheiratet — sie waren krank, einsam, enttäuscht, und in diesem dünnen, unfruchtbaren Lande erhitzt die Sonne die Sinne. Aber, sehen Sie, für Sie wäre solch ein Mädchen wie dieses da weit besser gewesen, ein Mädchen, das kräftig und unbekümmert nicht viel fragt, wie so, sondern ohne das Warum verstehen zu wollen, Ihnen am Tage ihre Amphore und nachts ihre Lippen darbietet, wenn Sie es nicht vorgezogen hätten, es so zu machen wie ich, d. h. ein härenes Hemd zu tragen und als einzige Dame die heilige Jungfrau zu verehren, oder aber wie der Doktor, der sich in Kaschisch berauscht.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rhabarber.

Es ist noch nicht so lange her, daß in Deutschland an das Wort Rhabarber sich durchaus keine angenehme Erinnerungen an kulinarische Genüsse knüpfen. Die Rhabarberwurzel war nur in Apotheken vorrätig und wir nahmen sie ein als Pulver oder Tinktur, um die Tafelsünden wieder gut zu machen, geschwächten Magen zu stärken oder auch um den Körper von dem Speisensballast zu befreien. Etwas seltsam wurden wir darum berührt, als uns die Engländer verkündeten, daß aus Rhabarber sich ein vorzügliches Kompott bereiten lasse. Bald wurden wir aber überzeugt und belehrt; es handelte sich um zwei ganz verschiedene Dinge; wir durften nur den medizinischen Rhabarber nicht mit dem Küchenrhabarber verwechseln.

Der erste ist ein weit älterer Bekannter der Menschheit. Schon die Griechen und Römer bezogen aus den Ländern jenseits der Wolga eine Wurzel, die sie Rha barbarum nannten, und von dieser barbarischen Wurzel Rha kommt der Name Rhabarber her. Von diesem Heilmittel machten später auch die arabischen Ärzte reich-

lichen Gebrauch, und es bürgerte sich frühzeitig auch in dem Heilsschatz der europäischen Kulturvölker ein. Lange wußte man aber gar nicht, wo die Pflanze im fernsten Osten wuchs und wie sie aussah. Zwar drang schon im zwölften Jahrhundert der berühmte Reisende Marco Polo in die Heimat des Rhabarbers ein, aber erst im vorigen Jahrhundert brachten die Forschungsreisenden Przewalski und Nischpofen klare Berichte über das Vorkommen und die Gewinnung des medizinischen Rhabarbers. Er wächst in den Gebirgen der chinesischen Provinz Schansi und in Tibet. Seine Riesensblätter erreichen einen Durchmesser bis zu einem Meter, und sein Blütenstiel schießt 2½ bis 3½ Meter empor. Wertvoll ist an der Pflanze allein die rübenförmige Wurzel, die bei mehrere Jahre alten Exemplaren eine beträchtliche Größe erreicht. In den Sammlungen des Botanischen Gartens in Petersburg befindet sich eine Wurzel, die Przewalski in Tibet ausgegraben hatte; sie wiegt jetzt im getrockneten Zustande 6 Kilogramm, während ihr Gewicht im frischen Zustande 13 Kilogramm betragen hat. Der medizinische Rhabarber gedeiht am besten in feuchten waldigen Schluchten, hier wird er von den Eingeborenen aufgesucht; man gräbt die Wurzel aus, zerschneidet sie in kleine Stücke, die auf Fäden gereicht und getrocknet werden.

Mit der Zeit gelangten auch Samen dieser Pflanze, sowie verschiedener verwandten Arten nach Europa, und man begann in Gärten Rhabarber zu ziehen, um die kostbare Wurzel im Lande zu gewinnen. Es hat sich aber gezeigt, daß die Pflanze nur bei mildem Wachsstum die begehrten Heilstoffe bildet, die bei uns erzeugten Wurzeln erwiesen sich als recht mindertwertig. Dagegen wurde der Rhabarber als Bierpflanze sehr beliebt, mit seinen großen Blättern bildet er effektvolle Gruppen, die namentlich im Rasen gut aussehen. Viel später begann man erst in England, die Blattstiele des Rhabarbers zur Bereitung eines säuerlich schmeckenden Kompotts zu verwenden. Anfangs war man mit der Neuerung nicht völlig zufrieden. Verschiedene Rhabarberpflanzen lieferten Blattstiele, die unangenehm sauer waren und den bekannten Geschmack nach Rhabarberwurzel hatten; aber in einer Hinsicht war diese Einführung doch willkommen, der Rhabarber treibt frühzeitig im Jahre seine großen Blätter; er liefert uns Stiele für die Küche schon im ersten Lenz, wo wir noch kein frisches Obst zur Kompottbereitung, noch nicht einmal die grünen Stachelbeeren zur Verfügung haben. Er versprach also eine beachtenswerte Bereicherung unseres Frühlingsmenus. Nun gingen in England die Gärtner daran, den Rhabarber als Kompottpflanze zu züchten, und ihre Bemühungen wurden bald von Erfolg gekrönt. Sie erhielten neue Sorten, deren Stiele in der Tat ein gartes, äußerst wohlschmeckendes Kompott liefern.

Als in der Neuzeit in Deutschland der Rhabarber zu gleichen Zwecken empfohlen wurde, versiel man zunächst in den gleichen Fehler. Wahlos nahm man die Stiele von verschiedenen Rhabarbersorten und machte damit natürlich keine guten Erfahrungen. Erst als die Gärtner darauf ausgingen, die bewährten englischen Sorten einzuführen und neue Kompottpflanzen herauszuzüchten, wendete sich das Blatt, der Rhabarber wurde zu einer Frühlingssorte, die selbst auf dem kleinsten Markte nicht fehlte. Aber völlig ist die Uebergangsperiode noch nicht überwunden, namentlich kleine Gemüsebauern pflanzen noch vielfach abscheuliche Sorten, die nur geeignet sind, den Ruf des Rhabarbers als Kompottpflanze zu schmälern. Immerhin ist die Einbürgerung des Rhabarbers in Deutschland völlig gesichert. Er ist schon eine Kulturpflanze, der es im Gemüsegärten zu eng geworden ist; in der Nähe verschiedener Großstädte wie Hamburg, Berlin und Dresden gibt es ganze Rhabarberfelder; morgentags wird er auch bei Frankfurt a. O. angebaut, von wo eine lebhafteste Agitation für diese Kultur ausgegangen ist. Zentnerweise werden die hier geernteten Stiele auf den Markt gebracht und finden stets einen guten Absatz. So ist dieser Anbau sehr rentabel, seine Erträge lassen sich wohl mit denen des Spargelbaues vergleichen. Lohnend ist auch das Treiben des Rhabarbers im zeitigen Frühjahr, wozu er sich sehr gut eignet. Schon im Februar werden uns in Delikateshandlungen die ersten Rhabarberstiele angeboten, die in wärmeren Ländern getrieben wurden. In immer steigendem Maße gesellen sich allmählich auch die Erstlinge wahrer Treiber, die eigentliche Rhabarberernte fällt aber in die Monate April und Mai; dann gibt es Ueberfluß von Rhabarber, so daß er als Kompott auch auf dem Tische der Kinderbemittelten erscheint. Nach Johann hört in regelrechtem Betriebe die Ernte aus, man läßt den Pflanzen die Blätter, damit sie sich erholen und in ihren Wurzeln Vorräte für den nächsten Frühling ansammeln.

Die Bereitung des Rhabarberkompotts ist heutzutage in Deutschland jeder Hausfrau geläufig. Mitunter sieht man aber, daß es noch warm auf den Tisch kommt; das ist ein Fehler, denn es schmeckt nur dann gut, wenn es kalt ist. Weniger bekannt ist dagegen die Rhabarber-Marmelade, und doch mündet sie vielen weit besser, als die aus Äpfeln hergestellte. Sie kann sehr gut als Beilage zu Koteletten, Kalbsbraten usw. gegeben werden, außerdem aber kann man kleine Mengen davon mit Kartoffel- und Spinatpüree vermischen und dadurch den etwas faden Geschmack dieser Gemüse verbessern.

Ihre Bereitung ist einfach. Man zieht die Rhabarberstengel ab, zerschneidet sie in kleine Stücke, bestreut diese mit Zucker und läßt das Ganze 6 bis 8 Stunden stehen. Darauf gibt man je nach dem Geschmack etwas Zimmt und Nüssen hinzu und verkocht die

Stengel ohne Wasser nur im eigenen Saft zu einem dicken Muß, das kalt gefeilt und serviert wird. Man kann auch die verlockten Stengel durch ein Haarsieb treiben und sie dann noch einmal zu einer Marmelade einkochen.

Zur Zeit, wo der Rhabarber billig ist, kann man aus ihm wie aus anderen Früchten und Gemüsen Konserven bereiten. Er läßt sich aber auch dörren; man zerschneidet die abgezogenen Stengel in daumenstarke Stücke und trocknet sie in einem Dörrapparat oder im Ofen. Das Trocknen an der Sonne wird um die betreffende Jahreszeit in unserem Klima nicht immer zu einem guten Ergebnis führen. Im Winter kann man diese Konserve wie jedes andere Dörrobst zur Kompottbereitung verwenden.

Die großen, schönen Rhabarberblätter werden gleich bei der Ernte von den Stielen abgeschnitten und man wirft sie auf den Komposthaufen. So ganz wertlos für die Küche sind sie aber durchaus nicht. Die bekannte Verfasserin der „Diätetischen Küche“, Frau Mattes-Javorška, empfiehlt, aus ihnen ein Püree zu bereiten, das vielen angenehmer als Spinat schmeckt und in der an Gemüsen noch armen Jahreszeit zur Abwechslung anstatt Spinat gegeben werden kann. Das Rezept lautet: Junge, von Stengeln und Blattrippen befreite Rhabarberblätter werden gereinigt, in siedendes Salzwasser geworfen, 20 bis 30 Minuten lang gar gekocht, ausgedrückt, fein gehackt, passiert, in einer lichten Einbrenne, die man aus frischer Butter und einer kleinen Quantität Mehl bereitet, gedünstet und mit einigen Löffeln Fleischbrühe zu einem dicken Püree eingekocht. Soll das Püree, was eigentlich von den Kranken öfter verlangt wird, einen kühlenden, sauren Geschmack haben, so muß man einige Rhabarberstengel mit verlocken.

Der Rhabarber, der als Kompott- und Gemüsepflanze gezogen wird, darf nicht in Blüte kommen. Die Erzeugung von Blüten und Samen würde die Pflanzen schwächen. Darum muß man die sich zeigenden Blütenknospen rechtzeitig ausbrechen. In verschiedenen Gegenden verwendet man auch diesen „Abfall“ in der Küche; man kocht aus den Blütenkolben ein Gemüse, das wie Blumenkohl zubereitet wird.

Gewiß werden diese weniger bekannten Gerichte nicht jedem schmecken. Das ist aber bei jedem Gemüse der Fall, dem einen ist der Spinat eine Delikatesse, der andere weist ihn zurück. Versuchen sollte man aber das Neue, und wo sich dafür Liebhaber finden, da ist für die Küche immer etwas gewonnen.

Dieses Kraut erhebt schließlich den Anspruch, daß man es zur Bereitung des edelsten Getränkes, des Weines, verwende! Rhabarberwein! Das Wort weckt wieder Erinnerungen an Medizin und Apotheke. Die Rhabarberwurzel dient ja auch zur Herstellung einer mit Wein gemischten Tinktur, und Apotheker verkaufen Rhabarberwein.

Damit hat unser Rhabarberwein nichts zu tun. Er wird aus den angenehm schmeckenden Blattstielen gefeilt, der so gewonnene Saft wird mit Zucker vermengt und dann vergoren. Ueber diesen „Obstwein“ oder richtiger gesagt „Krautwein“ sind die Meinungen sehr geteilt. In der Tat bekommt man viel öfter einen schlechten, als einen guten Rhabarberwein zu kosten. Das liegt daran, daß der Rhabarberwein viel Zeit braucht, bis er im Keller reift. Drei Jahre lang bleibt er trüb und süßlich, erst das vierte Jahr bringt eine überraschende Veränderung; er wird bläulich und von einem Wohlgeschmack, daß er sogar mit besseren Traubenweinen sich messen kann. Ein so langes Warten ist nichts für unser raschlebiges Geschlecht, darum wird die Erzeugung eines edlen Rhabarberweines wohl noch lange Liebhaberei bleiben.

In der Küche wird aber der Rhabarber dauernd seinen Platz behaupten. Wer ein Gärtchen besitzt, in dem er Gemüse zieht, sollte auch einige Rhabarberpflanzen von guter bewährter Herkunft pflanzen. Schon im zweiten Jahre kann er dann an unserer jüngsten Kompottpflanze die ersten Erntefreuden haben. — Th. Sittig.

Kleines feuilleton.

— Von einem bemalten Dorf berichtet die illustrierte Halbmonatschrift „Die Schweiz“ (Zürich): „Inmitten des prächtigen Nebelgebirges, das sich von Vevey den Hügel aufwärts erstreckt, liegt das stattliche Dorf St. Léger, bekannt sowohl des guten Weines wegen, der an seinen Hängen reift, wie aus wegen seines originellen, künstlerischen Wunderschmuckes in der Gasse. Es dürfte wenige Dörfer geben, die eine so stattliche Galerie von Bildern aufzuweisen haben, und ihre Zusammenfassung und Aufstellung läßt erkennen, daß hier ein Künstler seiner Laune freien Lauf gelassen hat. Die Besichtigung steht jedermann unentgeltlich frei, der sich die Mühe nimmt, einen Spaziergang nach dem Dorf zu unternehmen; denn die lange Dorfstraße bildet die offene Galerie, an der die Gemälde frei zur Schau stehen. Wände, Tore und Türflügel sind die Bildträger, worauf der Künstler seine Ideen gestaltet hat, zu denen ihm das vorüberziehende Dorfleben die mannigfaltigsten Anregungen gab. Deshalb schildern auch die meisten Szenen Typen aus dem Dorfe, die der Künstler mit wenigen sicheren Strichen auf die rohe Wand geworfen hat. Und die Entstehung dieser seltsamen Galerie? Ihr erster Anfang ist unbekannt. Schon von alters her fanden sich an den Fenstern und Türen spärliche Ueberreste von originellen Malereien, die heute fast ausnahmslos zerstört sind. Die neue Ausschmückung des Dorfes ist einem seiner Söhne zu danken.

Der Name des Malers *Veguin* halte in Paris einen guten Klang; von allerlei Gebrechen heimgesucht, sick und heimwehkrank zog sich aber der Künstler von der Welt zurück und setzte sich in seinem Heimatdorf zur Ruhe. Da begann er nun in seinen Ruhesunden jene Ueberreste von alten Malereien wiederherzustellen, teils auch nach neuen Eindrücken zu ergänzen, und im Laufe der vielen Jahre entstand der reiche und originelle Schmuck des Dorfes. In der ersten Zeit der Tätigkeit *Veguins* kam es öfter vor, daß fremde Sammler einige dieser originellen Gemälde zu erwerben trachteten, und die Bauern waren nicht abgeneigt, ihre Scheunentore, Stalltüren usw. zu verkaufen, konnten sie doch aus dem Erlös sich zehnfachen Ertrags schaffen. Mit diesem „Gemäldehandel“ war aber der Künstler nicht einverstanden, und er benutzte nur mehr die rohen Mörtelwände der Häuser als Bildträger. Leider sind diese Malereien allen Unbilden von Wind und Wetter ausgesetzt, sodaß sie in absehbarer Zeit wohl abermals der Zerstörung anheimfallen werden.“ —

Theater.

Lustspielhaus. Die von Hochsattel. Schwan in drei Aufzügen von Leo Walter Stein und Ludwig Heller. — Urbäterhausrat, nur ein ganz klein wenig unmobiliert; billiger als es die beiden Autoren hier getan, ist die Schwanzfabrikation nicht zu bestreiten. Liehe sich der laute Beifall und das jubelnde Gelächter nicht aus Anmierzwecken erklären, so wäre es ein Zeichen für das überraschende Maß von Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit, das sich dem Wandel der Zeiten und den die Oberfläche bewegenden literarischen Umwälzungen zum Trotz im Grund erhalten hat. Ihren Gipfel erreichte die Heiterkeit, als der Baron, Repräsentant altbäuliger Gesinnung, bei Gelegenheit eines israelitischen Besuches ein „Juden raus“ im Nebenzimmer brüllte; aus dem Geschmack dieser Hauptpointe kann man, wie aus der Tazze den Löwen, den Geist des Ganzen sich rekonstruieren. Nicht daß das Stück antihemitische Tendenzen hätte! Wohl poetischer Gerechtigkeit sind die Verfasser vielmehr emsiglich besessen, Tugenden und Fehler der Hochsattels und der v. Rosenstods aufs prompteste gegen einander zu balancieren, aber das ist keine Ursache, auf solche nette kleine Kipieleien der blödesten Instinkte zu verzichten. Vielleicht vergnügt das zwischendurch. Und die Spekulation erwies sich als ganz richtig. Adelshochmut und Barbenhochmut sie tun nicht gut, hingegen gibt es unter beiden Gruppen, denen mit dem Wappen und denen mit dem Geldsack, auch ganz gebiegene, tüchtige Leute, — diesen Zuwachs an Erkenntnis trägt man als unerblickbaren Besitz aus dem dichterischen Bild des Lebens still nach Haus. Die Deutlichkeit, mit welcher einem das gezeigt wird, läßt sich gar nicht übertreffen. Man nehme den alten Baron, der sich ob der Adelsverleumdung an die Rosenstods im selben Stil wie heute die „Deutsche Tageszeitung“ usw. entrüstet. Er sitzt zu Hause, läßt sich im Trommeln, schikaniert Frau und Kinder, ist während, daß sein Sohn ein berühmter Opernsänger geworden, dieneil eine derartige Herablassung zum Publikum die Ehre des Hochsattelschen Namens schände, erbricht Briefe, die nicht an ihn gerichtet sind, macht dem Kommerzienrat, dem er noch zwei Quartale Miete schuldet, einen höchst impermanenten Auftritt u. s. f. Es ist das alles vielleicht nicht sehr wahrscheinlich, noch besonders komisch, aber es beweist zur Evidenz, was man von solchem Hochmut zu halten hat! Und dieselbe siegreiche Klarheit des Gedankens weht einem aus dem Gegenstücke, der gnädigen, französisch parlierenden Frau Kommerzienrätin, die die Millionen ihres Mannes durch eine adlige Heirat der Tochter krönen will, entgegen. Man überzeugt sich auf der Stelle; der Geldstolz ist genau so wenig wert, wie der auf lange Ahnenreihen pochende. Nichtwo hebt sich von dem Hintergrunde indessen die torpente Gestalt des Kommerzienrates ab, der all das viele Geld in fleißiger „Arbeit“ selbst „verdiente“ und sich dabei ein prächtiges Gemüt, wie nur irgend ein Arrongierter Onkel bewahrt hat. Er macht erst seiner Frau, dann dem Baron den Standpunkt ordentlich klar und läßt der Tochter völlige Verlobungsfreiheit. Denn, damit in jedem Punkt die gute Tradition ihr Recht behalte, muß selbstverständlich die jüngere Linie der beiden Geschlechter sich hoffnungsvoll zu einem schönen Bunde zusammenschließen. Der Variton Ulrichs von Hochsattel ist zu entzückend, als daß nicht Fräulein Hedwig in hellen Flammen für den glücklichen Träger desselben lodern sollte. Der alte Baron, den diese Resalliance mit höchstem Unwillen erfüllt, ergibt sich, als er sieht, daß niemand auf ihn achtet, murrend in das Schicksal. Recht geschieht ihm.

Es wurde flott gespielt. Schönfeld gelang es, durch einen Einschub seines Schwerenöbertums den ganz unmöglichen Alten hier und da zu einer momentanen Scheinlebensigkeit zu verhelfen. Der kleinen Rolle des Kommerzienrats nahm sich Fritz Bedmann in diskreter wirkungsvoller Weise an. Frau Wallinger, als junge Hochsattel, hatte einen sehr sympathischen Ton schlicht natürlicher Herzlichkeit; drollig brachte Maria Wendt die kunstenthusiastische Verliebtheit des Millionenfräuleins herans. Recht gut war auch Max Mary, der in der letzten Lothar Schmidtschen Komödie eine ähnliche, nur viel dankbarere Rolle mit glänzendem Erfolg kreiert hatte, in der Figur des maßlos aufdringlichen jüdischen Agenten Adler. Ziemlich farblos blieb der Opernsänger Strobl's. — dt.

Kunst.

e. s. Der Kunsthistoriker Keller und Meiner verwechselt Geographie-Anschauungsunterricht mit Kunst, die Schulschule mit

einem Kunstsalon. Die Polarlandschaften des Malers Borissow mögen vielleicht dazu dienen können, ein Reizewerk leidlich zu illustrieren. Man sieht in ermüdender Eintönigkeit Schnee, Eis, Polarhunde, Wasser und grelle Beleuchtungen. Aber auch nicht ein Funke künstlerischen Vermögens steckt in diesen Studien. Die ganze endlose Serie — es sind circa 200 kleine Bilder — langweilt erschrecklich. Die Arbeiten ermuntern auch nicht zu längerer Betrachtung, sie sind alle über einen Leisten gearbeitet. Hat man ein Bild gesehen, so weiß man, was man von diesem Künstler zu erwarten hat. Zweifellos bieten auch diese fernen Gegenden des Polareises malerische Reize höchst eigentümlicher Art, die hauptsächlich, um der starken Kontraste willen, dekorativ wirken. Dazu wäre aber ein Künstler verlangt, diese zu sehen und wiederzugeben. Der Stoff macht es nicht.

Warum ist solche Art von vornherein verfehlt? Wir sind nicht mehr so naiv, daß wir uns mit stofflichen Reizen fangen lassen. Sieh deine Umgebung an, da hole die feinen Reize heraus, zeige sie uns, daß wir dadurch in unserer Anschauung bereichert werden. Das ist ein Verdienst, das ist Kunst, alles, wo es hingehört. Der Maler gebe uns Malerei und nicht Geographie. Verlorend wäre diese Aufgabe gerade gewesen: die malerischen Eigenheiten der Polarregionen zu zeigen. Dazu ist aber ein Künstler nötig und kein Reizender. Und der echte Künstler wird es vorziehen, lieber das Nahe mit neuen Augen zu sehen, statt in die Ferne zu schweifen; er kommt dadurch in den Ruf, mit außerkünstlerischen Reizen verblüffen zu wollen.

Den Höhepunkt im künstlerischen Arrangement leistet sich die Leitung, indem sie große Wandlarten auslegt, auf denen die genaue Route des Reisenden verzeichnet ist.

Interessant sind die zugleich ausgestellten neuen farbigen Photographien der Neuen Photographischen Gesellschaft, die nach eigenem Verfahren direkt nach der Natur aufgenommen werden. Diesmal sind besonders die Photographien, die nach alten Delgemälden hergestellt sind, nach Rafael, Andrea del Sarto, Tizian, wertvoll. Sie geben die vollen malerischen Werte der Originale wieder. Nur müssen die Töne im gesamten noch etwas gemäßigt werden. Auch die farbige Reproduktion moderner Landschaften und Studien gelingt, die modernen Nuancen kommen in all' ihren Feinheiten und sparsameren Verwendung zur Wirkung. Interessant sind die Naturaufnahmen von Landschaften, Stimmungen aus dem Park von Sanssouci. Namentlich die in vollem Sonnenlicht sprühenden Blumenbeete zwischen grünen Gartenbänken, mit alten Statuen, sind vorzüglich gelungen. Geradezu frappierend wirkt der Blick auf die „historische Mühle“ mit der grünen Wiese im Vordergrund und den breiten Schatten der Bäume, eine Arbeit, die direkt an moderne farbige-dekorative Zeichnungen erinnert. Auch die Innenaufnahmen der Wartburg überraschen durch die Genauigkeit des Details und die Schönheit der farbigen Erscheinung im ganzen.

Die Ausstellung des „Werkings“, die im Festsaale des Charlottenburger Rathauses stattfindet, bedeutet das erste geschlossene Auftreten des für das Berliner Kunstgewerbe wichtigen Vereins in Berlin selbst. Es fehlte bisher an einer Zentrale, wie wir sie in München, in Dresden, in Wien haben, wo die Künstler und Architekten, die das moderne Kunstgewerbe pflegen, sich schon längst zusammengeschlossen haben und damit eine wichtige Rolle im Kunstleben spielen. Berlin war insofern benachteiligt, als dieses vereinigte Auftreten nach außen hin immer von Vorteil ist. Erst so wird ein nachhaltiger Gesamteindruck erreicht, erst so wird auch die Basis geschaffen zu einem vernünftigen, künstlerischen Schaffen. Denn für einen Künstler ist es von erheblicher Bedeutung, daß er weiß, die Arbeiten, die er herstellt, werden wirklich gesehen werden, sie werden zur Ausstellung gelangen, und die öffentliche Kritik wird sich damit beschäftigen. Viel leichter schleifen sich die überflüssigen Torheiten ab, und die ganze Bewegung kommt aus dem unruhigen Suchen in ein klareres Fahrwasser, in dem sie zielicher dem zutreibt, was man Stil nennt. Alle die genannten Städte, Wien, Dresden, München haben auf diese Weise einen eigenen Stil im Kunstgewerbe geschaffen. Wien hat in Moser und Hoffmann seine charakteristischen Vertreter, die Künstler einer eleganten Kultur, die mit unerschütterlichem Geschmaack die alltäglichen Dinge des Lebens zu kleinen, aparten Kostbarkeiten umformen. München weist eine stattliche Reihe von Kunstgewerblichen Kräften auf, die es verstanden haben, aus der einheimisch bewahrten Volkskunst Anregung zu einem neuen Stil zu entnehmen, der in Form und Farbe kräftig und anheimelnd zugleich ist. Die vielfältige Tätigkeit des Bildhauers Obrist, eines Rankof, Berlepsch erlaubt nicht an der Ungunst der Verhältnisse. Manche Kräfte sind gerade von hier aus berufen worden an kleinere Städte, nach Stuttgart z. B., um Anregungen in fremde Gegenden hineinzutragen. Besonders Niemerschmid ist unter den Münchenern zu nennen. Er hat den Vorzug, immer natürlich, echt und gediegen zu sein. Die solide bayerische Kunsttradition, deren Nachleben wir in dem farbig so reichen, formal so vernünftigen Bauernhaus im Gebirge spüren, ist in ihm erhalten. Er ist derjenige unter den Kunstgewerblern, der niemals überladen ist, der immer organisch bleibt. Er sucht nicht nach der natürlichen Grundform eines Möbels, berücksichtigt die Praxis, und seine Zimmer sind auf die Dauer bewohnbar. So bereichert er wirklich die modernen Stilformen

um ebenso praktische wie organische Gebilde, während viele seiner Mitstreber sich in einem lässigen Spiel zufälliger Formen gefallen und überladenen Schmuck für Schönheit hatten, Prozeß für Geschmaack. Er ist einer der Wenigen, die darauf aus sind, die moderne Kunstform in die Schichten zu tragen, die nicht ein Vermögen für eine Zimmereinrichtung ausgeben können — das um seiner großzügigen Ueberladenheit willen noch dazu unbewohnbar ist, Lische enthält, auf die man nichts stellen darf, Stühle, die man unten nicht mit den Füßen berühren darf —, er fertigt Entwürfe für billige, brauchbare Möbel die nicht mehr kosten als eine gewöhnliche Einrichtung, während die meisten seiner Kollegen für einen ganz engen Kreis von reichen Leuten arbeiten. Wenn aber die moderne Kunstbewegung mehr sein soll, als zufälliger Luxus, wenn darin, in dieser verfeinerten Raumkunst, wirklich eine Kultur zum Ausdruck kommen soll, so ist das das Ziel, daß nicht einige, wenige dieses Neuen teilhaftig werden, sondern dieses eindringt in alle Schichten, so daß wir wirklich von einem einheitlichen Stil reden können, dessen Ausströmungen allen zu gute kommen. Natürlich ist das ein schwieriges Problem. Der Künstler will leben, will verdienen. Die Vorliebe für diese neuen Formen ist noch nicht allzuweit verbreitet. Die Zuangriffnahme dieser Arbeiten ist also ein Risiko. Die Firmen können noch nicht auf Massenabsatz spekulieren. Dazu sind auch die Formen noch oft zu überladen. Die Künstler selbst müssen noch lernen Sie lernen von Fall zu Fall. Und es ist gut, wenn sie Aufträge bekommen, damit sie selbst sich von dem Ballast des Vielzubielen befreien können.

In diesem Sinne müssen wir diese erste Ausstellung der neuen Vereinigung betrachten, deren fernere Entwicklung von Interesse sein wird.

Der Vereinigung gehören an: Endell, Gehner, Grenander, Huber, Kaiser, Koernig, Lederer, Mohrbutter, Möhring, Schwirn, Schmarje, Schmutz-Daubitz, Stoebing, Toppel, Wille. Unter diesen ist Endell der Phantast, Grenander der Augustkünstler, Stoebing der feierliche Stilist, während Koernig, Kaiser, Gehner zu der praktisch-solideren Anschauung hineigen, die für das Ausbreiten des Kunstgewerbes in weiteren Kreisen in Zukunft von Bedeutung sein wird.

Die Ausstellung ist geöffnet bis zum 5. April, wochentags von 11—7 Uhr, Sonntags von 12—2 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Humoristisches.

— Dann freilich. „Na, wie war es auf der Soiree bei Geheimrats?“

„Da geh' ich so rasch nicht mehr hin, die sind Temperenzler, Vegetarianer und Nichtraucher.“

— Eigentümliche Auffassung. Herr Zinterl (am Stammtisch): „... Wie gesagt, meine Brigitta ist wohl manchmal ein bißchen scharf, aber gut, herzensgut. Ich gestern hat s' mir wieder g'sagt: „Geh, Du derbarmst mich!“ — („Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Unter dem Titel „Meine Lebensbeichte“ erscheinen demnächst bei Schuster u. Loeffler, Berlin, die Memoiren von Banda von Sacher-Masoch.

— Ein bisher unveröffentlichtes und unbekanntes Werk von Richard Wagner ist jetzt im Verlage von Bote u. Bock (Berlin) erschienen. Es ist ein vierstimmiger Männerchor a capella, betitelt „Weihegruß“. Das Stück entstand im Jahre 1843, als Wagner sächsischer Hofkapellmeister war.

— Die Berliner Sezession eröffnet am 21. April eine Ausstellung in ihrem neuen Gebäude am Kurfürstendamm.

— An der Stätte des alten Sparta sollen demnächst Ausgrabungen vorgenommen werden.

— Ein neuer Komet — der dritte in diesem Jahre — wurde auf der australischen Sternwarte zu Melbourne von dem Astronomen Neoh entdeckt.

t. Im Staate Nevada (V. St.), in der Nähe des Places Manhattan, ist man auf reiche Goldader gestossen.

Büchereinkauf.

— Rielland, Alexander L.: Ringsum Napoleon. Leipzig. Georg Meiseburger. Preis brosch. 6 M., geb. 7 M.

— Kohlenegg, Viktor v.: Die Ehe im Schatten. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 4 M.

— Dahl, Hermann: Harald Atterdal. Roman. Berlin. Ebenda. Preis 5 M.

— Strobl, Karlhaus: Die gefährlichen Strahlen. Roman. Berlin. Ebenda. Preis 6 M.

— Holm, Orla: Pioniere. Ein Kolonialroman aus Deutsch-Südwestafrika. Berlin. Ebenda. Preis 3,50 M.

— Wolzogen, Ernst v.: Seltsame Geschichten. Berlin. Ebenda. Preis 2 M.

— Koye, Stefan v.: Die Antipoden. Stimmungen von Da Drumten. Berlin. Ebenda. Preis 2 M.

— Szezepanski, Paul v.: Moskau in Blut und Schnee. Reisebriefe aus dem revolutionierten Russland. Berlin. Ebenda. Preis 2 M.